

(Nachdruck verboten.)

561

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Ich beabsichtige nichts in diesem Punkte,“ erwiderte Lucas. „Jedem Menschen steht es frei, seinem Glauben zu leben, und wenn noch keine Kirche gebaut wurde, so kommt das nur davon, daß noch keiner von uns das Bedürfnis danach empfunden hat. Aber wir können eine bauen, sowie genug Gläubige da sind, um sie zu füllen. Es wird einer beliebigen Gruppe von Bürgern keine Schwierigkeiten bereiten, ihre Gefühle in dieser Hinsicht zu befriedigen. Und was die Notwendigkeit einer Religion betrifft, so ist diese in der That vorhanden, wenn man die Menschen regieren will. Aber wir wollen sie nicht regieren, wir wollen im Gegenteil, daß sie als freie Bürger in der freien Stadt leben. Sehen Sie, Herr Abbé, nicht wir zerstören den Katholizismus, er zerstört sich selbst, er stirbt langsam eines natürlichen Todes, so wie alle Religionen notwendigerweise sterben, sobald sie ihre historische Aufgabe erfüllt haben, sobald in der Entwicklung der Menschheit ihre Stunde gekommen ist. Die Wissenschaft zerstört nacheinander alle Dogmen, die Religion der Menschlichkeit ist erstanden und wird die Welt erobern. Wozu sollten wir eine katholische Kirche in der Cr cherie bauen, wenn die Ehrgeiz schon zu groß für Beauchair ist, wenn sie von Tag zu Tag leerer wird und eines Tages zusammenbrechen wird?“

Der Pfarrer war bleich geworden und that, als habe er nicht verstanden. Mit dem Starrsinn des Gläubigen, der stets nur Behauptungen aufstellt, ohne je Beweise zu liefern oder Einwände zu hören, wiederholte er:

„Wenn Gott nicht mit Ihnen ist, müssen Sie untergehen. Ich sage Ihnen, bauen Sie eine Kirche!“

Hermeline konnte nicht länger an sich halten. Das Lob des Pfarrers lag ihm wie eine Last auf der Seele, besonders da dieser die Konsequenz daraus zog, daß es notwendig sei, eine Kirche zu bauen. Er rief:

„Nein, nein, Abb , nur keine Kirche! Sicherlich hat die Entwicklung der Dinge hier nicht meinen Beifall. Aber wenn es eines giebt, wonit ich ganz einverstanden bin, so ist es die Abschaffung jeder Staatsreligion. Die Menschen regieren, o ja; aber nicht die Pfarrer sollen sie von der Kanzel herab regieren, sondern wir, die Bürger, vom Stadthaus aus. Aus den Kirchen werden wir einfach Getreidespeicher machen.“

Da fuhr der Abb  Marle auf und sagte, daß er in seiner Gegenwart derlei gottesl sterliche Worte nicht dulde und daß Gespräch wurde so scharf, daß der Doktor Robarre wieder wie gewöhnlich eingreifen mußte. Bis jetzt hatte er ruhig zugehört und nur mit seinen klugen, glänzenden Augen von einem zum andern der Sprechenden geblickt, als stiller, ein wenig skeptischer Mann, der sich um bloßer Worte willen nicht aufregte, und wenn sie noch so heftig waren. Aber er glaubte zu bemerken, daß Soeurrette anfing, den Streit peinlich zu finden.

„Nun, nun, meine Herren, Sie sind ja beinahe einig, da Sie beide gute Verwendung für die Kirchen haben. Der Abb  wird immer noch seine Messe da lesen können, während er einen Winkel den Früchten der Erde überlassen könnte in den Jahren großen Ueberflusses. Der liebe Gott, welcher Religion immer, wird nicht nein sagen.“

Dann sprach er von einer neuen Rosenart, die er gezüchtet hatte, von schönem, reinem Weiß mit einem glühend roten Fleck in der Mitte. Er hatte einen Strauß mitgebracht und Soeurrette blickte mit dankbarem Lächeln anf die duftige Gabe, gleichwohl still und traurig gestimmt durch die verlegende Heftigkeit, welche der Widerstreit der Meinungen an ihrem Tische annahm. Wenn das so fortging, war es wohl mit der Dienstaggesellschaft bald vorbei.

Jetzt erst erwachte Jordan aus seinem Sinnen. Er hatte mit aufmerksamer Miene dageessen, als ob er zuhörte. Aber als er nun sprach, zeigte es sich, wie weit sein Geist abgeschweift war.

„Haben Sie gehört, daß es einem Gelehrten in Amerika

gelingen ist, genug Sonnenwärme aufzuspeichern, um Elektrizität zu erzeugen?“

Als Lucas mit den Geschwistern Jordan allein geblieben war, entstand ein langes Stillschweigen. Der Gedanke an die armen Menschen, die sich gegenseitig wegstie en und zu Boden traten in ihrem blinden Vorw rtsdr ngen zum Glücke, bedrückte sein Herz. Je länger desto mehr sah er ein, welch furchtbar schwere Aufgabe es war, für das allgemeine Wohl zu arbeiten, wie auch diejenigen, die er retten wollte, sich gegen den Netter empörten, und manchmal überkam ihn eine tiefe Entmutigung, die er sich selbst noch nicht gestehen wollte, die ihn aber matt an Körper und Geist machte, wie nach einer großen vergeblichen Anstrengung. Sein Wille wankte und war auf dem Punkte zusammenzubrechen.

Und wieder rang sich jetzt der Ausruf aus seinen wunden Herzen:

„Sie lieben nicht! Wenn sie lieben würden, wäre Fruchtbarkeit überall, alles würde siegreich spritzen unter der warmen Sonne!“

Wenige Tage später, an einem Herbstmorgen, machte Soeurrette eine Entdeckung, die ihrem Herzen eine tiefe, brennende Wunde schlug. Sie war sehr zeitig aufgestanden, um in den Kuhstall zu gehen, den sie eingerichtet hatte, um für die Kinder der Cr cherie gute Milch zu bekommen, und ihr Weg führte längs der von einer Mauer abgeschlossenen Terrasse hin, an deren Ende das von Lucas bewohnte Häuschen lag. Als sie nun an die Mauer trat, um einen Blick auf die unterhalb hinziehende Straße nach Combettes zu werfen, öffnete sich die kleine Thür, die von dem Häuschen auf die Straße führte, eine Frauengestalt schlüpfte fachte heraus und verschwand alsbald im rosigen Morgenmehl. Aber sie hatte sie erkannt, die zarte, schlanke Gestalt, gleich der einer Elfe, die vor der aufgehenden Sonne flieht. Es war Josine, sie kam von Lucas, und da sie so im ersten Morgenrauschen aus seiner Thür trat, so mußte sie die Nacht bei ihm verbracht haben.

Seitdem Nagu die Cr cherie verlassen hatte, war Josine so manchmal zu Lucas gekommen, in den Nächten, wo sie frei war. Aber diese Nacht hatte sie ihm gesagt, daß sie nicht wiederkommen könne; sie furchtete, daß man sie beargw hnen, daß eine Nachbarin ihr nachspüren und sie verraten könnte. Ueberdies war ihr der Gedanke, daß sie l gen, daß sie heimlich davonschleichen müsse wie ein Dieb, um sich ihrem Gotte zu geben, so qualvoll geworden, daß sie lieber den Tag abwarten wollte, wo sie ihre Liebe würde laut hinausrufen können. Lucas mußte ihr bestimmen und sich in die Trennung finden. Aber welche Nacht voll glühender Zärtlichkeit und verzweifelter Schmerzes, welch herzzerreißender Abschied im ersten Grauen des Morgens! Zimmer und immer wieder hatten sie sich umfaßt, immer den letzten Kuß noch durch einen allerletzten L gen gestraft, immer neue Schw re ausgetauscht, so daß es schon heller Tag war, als sie sich endlich losri  und forteilte. Und nur die Morgenmehl hatten sie ein wenig den Blicken verborgen, als sie das Haus verließ.

Josine verbrachte die Nacht bei Lucas, kam im Morgenrauschen aus seiner Wohnung heraus! Diese plötzliche Entdeckung schmetterte auf Soeurrette nieder wie ein Keulenschlag. Sie war erstarrt, regungslos stehen geblieben, als ob die Erde sich unter ihren Füßen geöffnet hätte. Ihr Herz pochte zum Zerspringen, in ihren Ohren sauste es, alles drehte sich mit ihr, ihr schwindelndes Hirn war keines klaren Gedankens fähig. Sie vergaß, weswegen sie hierhergekommen war, wandte sich plötzlich um, lief nach Hause zurück, als ob auch sie fliehen möchte, erreichte atemlos und halb sinnlos ihr Zimmer, warf sich auf ihr offenes Bett und preßte die Hände bald an die Augen, bald an die Ohren, wie um nichts zu sehen und nichts zu hören. Sie weinte nicht, sie war sich ihres Zustands noch nicht klar bewußt, sie war nur überwältigt von Verzweiflung und namenlosem Entsetzen.

Warum litt sie so furchterlich, warum war ihre Seele so zerrissen von dieser Enthüllung? Sie hatte bisher nichts andres zu sein geglaubt als die liebevolle Freundin Lucas', seine Schülerin und Helferin, die ihm mit freudiger Ergebenheit zur Seite stand in seinem Wirken für das menschliche

Glück und die Gerechtigkeit. Sie wählte, an seiner Seite nichts anderes zu empfinden als das köstlichste Gefühl einer Seelenverschönerung, und noch kein stärkerer Schauer hatte bisher ihr Herz erbeben gemacht. Und nun auf einmal brannte ihr ganzes Wesen, wurde sie von heftigem Fieber geschüttelt, weil sie ein anderes Weib hatte am frühen Morgen aus seinem Zimmer schleichen sehen, und die Vorstellung, daß diese andre die Nacht bei ihm verbracht habe, quälte sie mit Wüßern, die sie dem Wahnsinn nahe brachten. Sie liebte also Lucas, begehrte nach ihm! Und sie entdeckte das erst am Tage, wo das Unglück schon geschehen war, wo sie keine Hoffnung haben konnte, ihm noch Liebe zu sich einzulösen! Das war das Entsetzliche, das Vernichtende, daß sie in so mitteleidloser Weise erfahren mußte, daß sie ihn liebte, im Augenblicke, da eine andre den von ihr begehrten Platz eingenommen hatte und ihr den Weg zu einem Herzen versperrte, in welchem sie vielleicht als angebetete und allmächtige Königin hätte herrschen können! Davor verschwand alles andre, sie dachte im Augenblicke nicht daran, wie ihre Liebe entstanden und gewachsen war, wie so sie ihrer selbst nicht bewußt geworden, die mit dreißig Jahren noch unerfahren war und bisher volle Befriedigung in der Seelenfreundschaft gefunden hatte, die sie mit ihm verband, ohne daß ein stärkerer Wunsch sich geregt hätte. Endlich kamen die Thränen, sie schluchzte, als wollte sie sich die Seele herausweinen, sie wand sich verzweifelt unter der Brutalität der vollendeten Thatfache, angefaßt des Hindernisses, das so plötzlich zwischen ihr und dem Manne emporgewachsen war, dem sich ihr ganzes Wesen hingeeben hatte, ohne daß sie es wußte. Und nur ein Gedanke erfüllte sie, nichts war ihr in dem Aufruf ihrer Seele deutlicher gegenwärtig als die Frage: was sollte sie thun, was erfinden, damit er sie liebe? Denn es schien ihr unsagbar, daß sie nicht geliebt werden sollte, da sie liebte, da sie nie aufhören würde zu lieben! Nun, da sie sich ihrer Liebe bewußt geworden, verbrannte sie ihr das Herz, sie konnte nicht leben, wenn nicht Gegenliebe ihr kühlenden Balsam brachte. So kämpfte mit wild-jagenden Gedanken, mit verzweifelten, gestaltlosen Entschlüssen dieses reife, kind geliebene Mädchen, das so plötzlich in die qualvolle Wirklichkeit des Lebens hineingeschleudert worden.

Lange lag sie so, zerrissen, vernichtet, das Gesicht in die Kissen vergraben. Die Sonne war höher gestiegen, der Morgen war weit vorgeschritten, ohne daß sie einen Ausweg aus dem entsetzlichen Wirrwarr ihrer Empfindungen gefunden hätte. Immer kam die zwingende, unabweisliche Frage wieder: was sollte sie thun, um sagen zu können, daß sie liebte, um zu erreichen, daß sie wieder geliebt werde? Da fiel ihr plötzlich ihr Bruder ein. Ja, ihm mußte sie sich anvertrauen, er war der einzige Mensch auf der Welt, der sie kannte, der wußte, daß ihrem Herzen jede Lüge fremd war. Er war ein Mann, er würde sie sicher verstehen, würde sie lehren, was man thun muß, wenn man glücklich werden will. Und ohne weiter zu überlegen, sprang sie auf und eilte ins Laboratorium hinab, wie ein Kind, das mit seinem großen Schmerz zur Mutter läuft.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Bismarck-Denkmal.

Die allgemeine Wertschätzung eines Werkes wie des Bismarck-Denkmal, das sich jetzt vor dem Reichstags-Gebäude erhebt, wird niemals allein durch seine künstlerischen Faktoren bedingt sein. Besonders wird dies erschwert, wenn der Bildhauer, wie hier Reinhold Vögels, in der Darstellung seine eignen, ganz persönlichen, paradoxen Ideen in einer Art zum Ausdruck gebracht hat, die den politischen Gegner des von ihm Gefeierten zu scharfem Widerspruch heraufordert. Es ist in der Idee des Denkmals eine so bestimmte Ansicht von der historischen Stellung und politischen Bedeutung Bismarcks formuliert, daß es von vornherein eindringlich nur zu dem Gefühl des Beschauers sprechen kann, der diese Anschauungen teilt. Es müßte z. B. doch ein merkwürdiger Mann sein, der starrern, krächzenden Raben dargestellt sieht, von denen er sich sagen muß, daß er selbst auch damit gemeint ist, und der in diesen lieblichen Tierchen nur die Schönheit sieht. Das Relief ist freilich so grotesk und geschmacklos, daß es lediglich ein Lachen hervorruft; aber auch wenn es die schönsten Krähnen der Welt wären, würde der Genuß wahrscheinlich nie ungeteilt werden. Was an diesem einen Beispiel besonders deutlich wird, gilt aber in tieferer Form von dem Ganzen.

Und doch könnte das Kunstwerk so groß sein, daß es auch den widerstrebenden Beschauer in seinen Bann zieht; er würde zwar protestieren, sich aber vor dem Genius des Künstlers verneigen.

Gleichviel, ob die Idee der Persönlichkeit, die dem Denkmal zu Grunde liegt, auf Legenden oder geschichtlichen Thatfachen beruht, versuchen wir einmal, darauf einzugehen und rein die künstlerische Leistung zu prüfen; vielleicht daß aus einer solchen ästhetischen Betrachtung mancher für den Geist unsrer Zeit charakteristische Zug herausspringt. Es war die Absicht, Bismarck als einen gewaltigen Persönlichkeit, als Heroen, als Gründer des Deutschen Reichs das würdige, monumentale Denkmal zu setzen. Ist sie gelungen?

Ein Denkmal, das die Gestalt des nationalen Heroen in das Vorstellungslieben des — imaginären — Volks einwurzeln könnte, müßte einen großen, einheitlichen Zug haben; es müßte sofort jeden padeu, der davor hintritt, und sich seinem Gedächtnis einprägen. Wer nun von Berlin kommt und sich das Wunder ansehen will, der sieht — eine ganze Anzahl Rücken, riesige Rücken und in so wunderlichem Liniengemischel, das dieser erste Eindruck einer tollen Komik nicht entbehrt. Ich muß gestehen, daß ich von diesem außer Rand und Band geratenen Liniengewir in meiner Vorstellung nicht wieder losgekommen bin. Es ist hier wieder einmal ein Glangstück der Aufstellung geleistet. Daß der weit überwiegenden Mehrheit der Besucher das Denkmal sich zunächst mit den Rückenansichten präsentiert, müßte der Bildhauer zu vermeiden wissen und ging es gar nicht anders, so hatte er diesen Umstand bei seiner Komposition zu berücksichtigen. Wie oft ist ferner schon auf die Gefahren hingewiesen, die die Aufstellung auf einem weiten Platz und mitten vor einem großen Gebäude für ein Denkmal mit sich bringt! Ein Bildhauerwerk kann sich unter diesen Bedingungen nicht halten; wenn es nicht Riesennähe annehmen soll, muß es für den Eindruck zusammenschrumpfen und winzig erscheinen. Und es ist immer dieselbe Geschichte, auch bei dem Bismarck-Denkmal wieder. Zwar hat Vegas diesmal der Gefahr zu begegnen versucht. Er hat den durch Baumgruppen seitlich eingesetzten Platz vor dem Reichstagshaus gegliedert und verkleinert, indem er ihn noch durch mächtige, halbkreisförmige Beden mit Fontänen zu beiden Seiten einengte, zwar hat er den Figuren des Denkmals so riesige Verhältnisse gegeben, daß sie sich zur Not wohl gegen die kolossale Front des Reichstagshauses behaupten werden, auch wenn die Baumgasse, die bisher noch das Denkmal umgeben, abgerissen sind und der Platz völlig frei ist; aber was ist mit diesem ganzen Aufwand erreicht? Im besten Fall, daß das Denkmal mit seinen Figuren nicht ganz erdrückt wird! Ein vorteilhafter Hintergrund ist das Reichstagsgebäude für das Denkmal unter keinen Umständen. Stellt man sich vor dem Denkmal in gehöriger Entfernung, damit man es bei der Größe der Figuren richtig übersehen kann, so drängt sich immer die Reichstagsfront dagegen auf, so daß eine ruhige konzentrierte Betrachtung des Denkmals unmöglich wird. Andererseits wird es manchmal viel bedauerlicher erscheinen, daß man auch die Reichstags-Front bei dem Gesamtanblick aus einiger Entfernung infolge der häßlichen Ueberschneidungen durch das große Denkmal empfindlich gestört wird. Und was bedeutet die in jeder Hinsicht unglückliche Aufstellung nun wieder, die auch sachlich, d. h. durch Beziehungen Bismarcks zu diesem Gebäude, nicht gerechtfertigt ist? Wie ist sie anders zu erklären als durch die Vorliebe für leere Repräsentation, äußerliches Furchtantragen und mangelndes Gefühl für innere Größe, die ihr Genüge in sich selber findet?

Hat man sich von dem Schreck erholt, den die erste Rückenansicht einjagt, so wandert man in weiten Bogen um das Denkmal herum, um die Vorderansicht zu genießen. Auf diese allein, das zeigt schon der erste Rundgang, ist es komponiert. Es präsentiert sich der übliche pyramidale Aufbau, auf einem hohen Sockel die Figur Bismarcks, auf niedrigen Postamenten zu beiden Seiten zwei Frauenfiguren. Wohl wieder mit Rücksicht auf die Umgebung ist die Spitze des Dreiecks sehr hoch gezogen, der Sockel stark erhöht, so daß die eigentliche Denkmalsfigur sich aus dem Ganzen der Gruppe herauslöst. Ein zwingender Gesamteindruck stellt sich nicht ein. Es ist keine große, einheitliche Idee, kein imponierender Aufbau, sondern eine lockere, breit hingelagerte Komposition, deren Wirkung sich stark in Einzelmotive zersplittert. Statt einer großen Kompositionsidee, in die alle Teile einbezogen sind, hat Vegas eine Reihe von Einfällen gehabt, die nur lose in Zusammenhang gebracht und einzeln zu werten sind. Damit wäre das Urteil des Denkmals gesprochen, auch wenn diese Einzelheiten von außerordentlicher Schönheit wären.

Sichtlich war der Bildhauer von dem Bestreben geleitet, große und monumentale Wirkungen zu erreichen. Das zeigt vor allem ein Vergleich seiner neuen Schöpfung mit dem Denkmalsbau für Kaiser Wilhelm I. am Schloß. Wie an die Stelle der ungeheuerlichen Komplikationen der Anlage bei jenem hier eine einfachere Gliederung getreten ist, so sind die Hauptfiguren weniger bewegt, auf große Silhouetten hin gearbeitet. Aber das heiße Bemühen hat kein Erfolg gekrönt. Selten hat sich die enge Begrenzung des Talents von Vegas, das auf alles andre als das Monumentale gestellt ist, so deutlich offenbart als in diesen gewollt monumentalen Figuren, die bei aller ihrer riesigen Größe so klein wie Genrefiguren konzipiert sind.

Die Gestalt des hoch oben auf dem Sockel stehenden Bismarck in Uniform frappt allerdings im ersten Moment durch eine gewisse Lebendigkeit; aber man darf sie nicht näher ins Auge fassen, sonst erkennt man sofort, wie kleinlich ihre Bewegung gedacht ist. Die Figur steht mit beiden Füßen auf, das rechte Bein ist ein wenig vorgezogen. Während die rechte Hand sich mit zierlich gespreizten Fingern auf eine Urkunde stützt, die daneben auf einem Postament liegt, greift die Linke in den Griff des auf den

## Kleines Feuilleton.

### k. Ein natürlicher „zoologischer Garten“ in Afrika.

Harry S. Johnston, der englische Specialkommissar für Uganda, der nach fast zweijähriger Abwesenheit nach London zurückgekehrt ist, wurde in Calais von einem Vertreter des „Bureau Neuter“ interviewt und machte im Laufe des Gesprächs folgende sehr interessante Angaben über den Wildreichtum eines Gebiets in Central-Afrika: „Die Landstrecke zwischen Eldoma Kavine Station und den Abhängen des Mount Elgon enthält die größte Menge Wild, die ich je im tropischen Afrika gesehen habe; sie ist völlig unbewohnt von Eingeborenen, was den Stammeskriegen zuzuschreiben ist, die vor vielen Jahren die Entvölkerung verursachten. Das große Wild, das über diese Hochebenen wandert, ist so lange von Menschen unbelästigt gewesen, daß es so zahm wie Rothwild in einem englischen Park ist. Meine Expedition kam durch Elefantenherden und jagte ständig Rhinocerosse einzeln und in Paaren auf. Wir wurden thatsächlich meilenweite Strecken von Zebras und Antilopen begleitet, die sich auf zehn Yards näherten. Löwen trafen wir ständig, aber sie waren so sehr mit Zebras beschäftigt, daß sie sich mit der Karawane nicht abgaben.“ In diesem Lande entdeckte Sir Harry auch eine neue Giraffenart, deren Männchen fünf Büdel oder Hornansätze hat. Der vierte und der fünfte Hornansatz erheben sich dicht hinter den Ohren an der Schädelfuge. „Ich werde dem Auswärtigen Amt den Vorschlag machen, diesen neuen Bezirk als eine Art Nationalpark zu erhalten, was in Anbetracht der Zahl und Verschiedenheit der Geschöpfe sehr gut sein würde. Dann hatte ich das Glück, die außergewöhnliche Rasse von affenähnlichen Menschen zu treffen, die Grogan und Sharp an der Grenze des Kongovaldes zuerst entdeckten. Meine Photographien und Messungen bestätigen die Meinung über den affenartigen Charakter dieser Leute, die mit den im Aussehen ganz verschiedenen Kongozwergen nicht verwechselt werden dürfen. Letztere sind vier bis fünf Fuß hoch, wohingegen die Affenleute von normaler Größe zu sein scheinen.“ Johnston hat eine Reihe von tausend ausgezeichneten Photographien mitgebracht, die die Scenerie, die Eingeborenen, Tiere, Pflanzen und Insekten zeigen. Er hat anthropologische Messungen an 200 verschiedenen Männern und Frauen der verschiedenen Stämme gemacht. Dann hat er Phonographenwalzen von Liedern und Reden von Eingeborenen mitgebracht.

### Völkerrunde.

— Bei den Tschuktischen und Jakuten. Neben die Sitten und Gebräuche dieser Volksstämme veröffentlicht die „Baltische Monatschrift“ einen interessanten sibirischen Brief. Ehen auf kurze Zeit und „zur Probe“ gehören unter den genannten Völkern nicht zu den Seltenheiten. Das junge Paar läßt sich meist erst dann offiziell trauen, wenn ihm ein Sohn geboren wird. In den Augen der Tschuktischen gilt die Ehe erst durch die Sohneserzgeburt legalisiert. Ist letztere erfolgt, so können die Eltern die Frau von ihrem Manne, was bis dahin sehr häufig zu geschehen pflegt, nicht mehr zurückfordern. Auch die Geburt einer Tochter ändert an diesem Elternrechte der Frau nichts. Wird dem jungen Paare nach Verlauf von einigen Jahren keine Sohnesgeburt zu teil, so sind die Eltern ebenfalls berechtigt, die Frau zurück zu verlangen. Bei den Jakuten lassen sich die jungen Paare auch häufig erst trauen, wenn die Frau guter Hoffnung ist. Einem vornehmen Gast pflegt der Mann auch nach Schließung der offiziellen Ehe „Herrenrecht“ an seiner Frau zu gewähren; er unterscheidet aber scharf zwischen einem barin (Herrin) und einem sluga (Diener). Hingegen rächt der Jakute und Tschuktische die heimliche Untreue seines Weibes durch ihre Tötung. Die Frauen spielen im Leben der genannten Volksstämme eine untergeordnete Rolle und müssen alle Arbeiten verrichten. Aus Faulheit lebt der Mann in Polygamie, wobei er sich meist mit zwei Frauen begnügt. Die erste Frau gilt stets als die „offizielle“ und als die vornehmere. Die „offizielle Frau“ muß auch zu jeder neuen Ehe, die der Mann eingehen will, ihre Einwilligung geben. Die Frauen werden als zärtliche Mütter, die Männer als liebenswürdige Papas geschildert, was indes mit der Thatsache in Widerspruch zu stehen scheint, daß die Eltern ihre Töchter meist an die russischen Beamten und Ansiedler gegen eine geringe Entschädigung verkaufen oder bis zu ihrer mit dem 21. Lebensjahre eintretenden Mündigkeit zu Dienstleistungen jeder Art vermieten. Die Sterblichkeit der Tschuktischen und Jakutenkinder wird als entsetzlich geschildert, was durch den Mangel aller sanitären und hygienischen Maßnahmen sowie jeder medizinischen Hilfe zu erklären ist. Die Erwachsenen sollen indes Krankheit nicht kennen. Sie fürchten nur zwei Leiden: einen überladenen Magen und den Magenjammer, und halten sich in diesen Fällen an folgende Vorschriften: Gegen Magenbeschwerden ist das beste Mittel Schießpulver oder — Bärenbrei; gegen Magenjammer im Sommer: unveseltes pagieren gehen und unmeniglich viel Wasser trinken, im Winter aber: sich den Kopf krauen und den — Magen mit Schnee reiben zu lassen.

### Hygienisches.

— Einiges über Ohrenpflege. Die Pflege der Zähne breitet sich immer mehr aus, von einer Pflege der Ohren ist jedoch wenig die Rede. Und doch giebt es ebenso gut eine Hygiene des Ohrs als eine des Mundes. Dr. Vermohez, der Vorstand der Ohrenklinik im Pariser Spital von Saint-Antoine, hat nun eine Reihe von belehrenden Bemerkungen über diese Hygiene veröffentlicht.

Boden gesetzten Pallasch und fährt weit ausgreifend seitwärts und nach hinten. Der Kopf ist dagegen wieder weit nach rechts gedreht. So ist eine energische Haltung durch eine Geste hervorgebracht, für die die Turnlehrer die erschöpfende Formel „Kopf hoch, Brust raus“ gefunden haben; dabei sind natürlich die Schulterblätter stark zusammengeschoben, so daß der Waffenschiff im Rücken fällt. Zugleich wird durch die Nieren des Pallasch der Hockhock zur Seite gerissen, so daß der Künstler wenigstens an dieser Stelle seine geliebten Falten anbringen konnte. Trotzdem die Füße mit ganzer Sohle aufgesetzt sind, wirkt die Stellung merkwürdig unsicher; die Beine erscheinen dem starken Oberkörper gegenüber viel zu schwach. Das würde noch viel mehr auffallen, wenn Vegas sich nicht damit geholfen hätte, daß er den Mantel schon drapiert über das Postament gelegt und ganz um den Unterkörper der Figur herumgeführt hätte. Und dann der Kopf mit dem grotesken ins Genick geschobenen Kirassierhelm! Die Kopfbedeckung ist an sich schon komisch genug; es sieht immer so aus, als wenn der Mann darin ertrinken wollte, wenn sie nun noch dazu so salopp aufgesetzt wird, so wird der Anblick gar feierlich. Natürlich hat dies seinen Grund; der Künstler wollte nicht durch das unförmliche Ding das Gesicht verdecken lassen, aber so hat er die Schwierigkeit freilich nicht gelöst. Daß aus dem prachtvollen Kopf Bismarcks sich etwas machen läßt, hat Lenbach in einigen Portraits bewiesen. Vegas hat die Züge nach dem Leben modelliert, und wenn man nahe herantritt, erkennt man, daß das Gesicht noch das beste an dem Denkmal ist; aber es ist eben nur eine vergrößerte Wüste, kein Teil eines monumentalen Denkmals, an dem die großen Züge herausgearbeitet sind, so daß sie auch von dem richtigen ferneren Standort sich wuchtig herausheben.

Dieselben Beobachtungen ließen sich auch an den vier Figuren durchführen, die um den hohen, wenig gegliederten und doch zu zierlich wirkenden Sockel gruppiert sind. Wie klein ist die Sibylle gedacht, die links auf der Sphing sitzt und in die Weltüre des Buches der Staatsgeheimnisse — so, glaube ich, lautete die offizielle Erklärung — vertieft ist! Wie löst sich die Art, in der sie mit der Rechte das Buch nicht wirklich hält, sondern den Arm leicht über seinen Rand legt, und wie sie ebenso die Rechte lässig über den Kopf der Sphing herabhängen läßt! Dabei wäre gerade diese Figur, klein ausgeführt, mit ihrer prächtigen Silhouette und den weichen, flüssigen Linien des Faltenwurfs das beste Specimen der Vegas'schen Kunst; aber wie weit ist sie von monumentaler Wirkung entfernt; wie ist sie durch die Vergrößerung nur vergrößert worden! Schlimmer steht es mit der Germania, die den bewußten Panther bezwingen hat und ihm auf den Kopf tritt. Prachtvoll ist daran das Tier, das wahrscheinlich nicht von Vegas stammt, aber die Figur mit ihrer aufgemachten Strenge im Gesicht und in der gezwungenen Art, mit der sie das Scepter von sich streckt, ist unheimlich, und ganz unglaublich ist die Haltung der rechten Hand, die mit präventiver Hierlichkeit in die Hüfte gestemmt ist. Man stelle sich ferner vor, daß diese Frau, die eben den Panther bezwingen, nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihren Mantelzipfel in schönem Schwunge über die Brust unter dem Arm durch und wieder über das vorgesezte linke Bein zu drapieren — ein klassisches Beispiel für diese Kunst, die eine Figur nicht von innen heraus komponiert, sondern auf leere äußere Gefälligkeit hin komponiert.

Damit das Denkmal nicht ganz in einer Fläche bleibe und so eigentlich nur ein erweitertes Relief darstelle, sind auch gerade vor und hinter dem Sockel zwei Figuren angebracht, vorn ein Atlas, der die Weltkugel trägt, und hinten ein Siegfried, der das Schwert schmiedet, die letztere entschieden die glücklichere Figur. Auch sie sind völlig auf den Klirrhin gearbeitet, es fehlt ihnen das innere Leben, daß man ihre Anstrengungen nachfühlen könnte. Sonderbar im höchsten Grade sind schließlich die Reliefs, in denen der Künstler in der Art flüchtiger, malerischer Skizzen allegorisch einige Züge aus dem Leben seines Helden charakterisieren wollte. Es lohnt nicht, darauf einzugehen. Was für eine frostige Art ist es doch, die den gefeierten Helden durch solches allegorisches Beiwerk dem Gefühl näher zu bringen glaubt, die, um sein Wesen zu schildern, Symbole fremder Völker und entlegener Zeiten heranzieht, statt ein unmittelbar wirkendes Bild von ihm zu gestalten.

Was ist's nun also mit diesem gefeierten National-Denkmal? Es redet eine Sprache, die das „Voll“, an das es sich wenden soll, nicht verstehen wird. Es arbeitet nicht nur mit überkommenen Symbolen, sondern einführt auch in eine Welt von Formen, die für das Empfinden des Volkes tot sind. Es zündet nicht durch eine geschlossene Gesamtidée und richtet nicht das Bild einer Persönlichkeit auf, deren machtvollstem Eindruck sich niemand entziehen könnte. Ein in seinem ganzen Wesen zu einfacheren Dingen bestimmter Künstler muß vergebens den Versuch machen, sich zu monumentaler Wirkung hinaufzuschrauben. Was an innerem Gehalt fehlt, wird durch äußeren Aufwand, durch riesige Proportionen zu ersetzen versucht. So entsteht nicht der Eindruck der Größe, sondern eine leere Pathetik, ein dekoratives Gepränge. Wer die ganze Denkmalsanlage überschaut und ihren Gesamtcharakter zu erfassen sucht, dem wird auch die rein künstlerische Ausdrucksform mit ihrem gewaltigen Aufwand von Mitteln, denen die innere Kraft fehlt, sehr bezeichnend für die Gegenwart erscheinen, als ein betrübendes Symbol des ganzen Gebahrens in unserem öffentlichen Leben, durch das unser Volk nach außen hin schon so schwer kompromittiert ist. —

licht, denen „Das Wissen für Alle“ folgendes entnimmt: Was zuerst den Säugling und das Kind anbelangt, so kommt es fast alltäglich vor, daß man beim Baden das mit Seife versetzte Wasser in die Ohren und in die Nase des Kindes bringt, um beide gehörig zu reinigen. Nichts kann unvernünftiger sein, denn das zieht nicht selten Ohrenentzündungen nach sich. Wenn die Häubchen, mit denen der Kopf des Kindes bekleidet ist, allzu knapp auf den Ohren liegen, so werden dieselben plattgedrückt, es sammelt sich Feuchtigkeit und es bildet sich ein Wundstein, daß sich auch in das Innere des Ohres fortpflanzen kann. Der Zufall eines Schnupfens verstopft dann die Ohrtrompete und der Schleim gelangt in das Mittelohr. Auf diese Weise kann Taubstummheit entstehen, die man dann nicht selten als angeboren erachtet. Um das Kind zu zerstreuen oder zu beruhigen, pflegen die Mütter oder die Ammen die Hände vor dem Ohr des Kindes zusammenzuschlagen, um ein starkes Geräusch hervorzurufen. Daraus können eine Zerreißung des Trommelfells oder gefährliche Vibrationen entstehen. „Das Ohr“, so drückt sich geistreich Dr. Vernoyez aus, „hat nicht, wie das Auge Lider, um sich vor heftigen Eindrücken zu schützen.“ Manche Eltern haben die schlechte Gewohnheit, das Kind am Ohr zu ziehen oder demselben ins Ohr zu blasen. Das kann die Zerreißung des Trommelfells und sogar den Bruch des Gehörknöchelchens zur Folge haben. Das Ohr darf nicht mit einem sogenannten Ohrstöpsel gereinigt werden. Es ist angezeigt, in längeren Zwischenräumen mit einem Holzstäbchen, also etwa mit einem Zündhölzchen, welches sorgfältig in schwach befeuchtete Watte eingewickelt ist, vorsichtig in das Ohr des Kindes einzugehen, um das Ohrschmalz teilweise zu entfernen. Man hüte sich vor allen Injektionen ins Ohr, die nicht von einem Arzte gemacht werden. Leidet das Kind an Schnupfen, so werden demselben in jedes Nasenloch dreimal im Tage einige Tropfen Olivenöl eingeflößt, in welches vorher Menthol, und zwar im Verhältnisse von 1 Menthol auf 50 Öl gegeben worden ist. Wenn das Kind einen mit Fieber verbundenen Ausschlag gehabt hat, ist es notwendig, die Ohren durch einen Arzt untersuchen zu lassen. Zu den erwachsenen Kindern übergehend, bemerkt Dr. Vernoyez, daß, wenn ein Schulkind dem Lehrer nicht recht zuhört, was als Zerstreuung gerügt oder bestraft zu werden pflegt, dies häufig davon herrührt, daß das Kind eine Ohrenentzündung gehabt hat, die nicht gehörig geheilt wurde, oder daß es an Wucherungen im Ohre leidet. Unter 100 Schulkindern haben durchschnittlich 20 derartige Wucherungen, die nicht beobachtet worden sind, und die schließlich zu schweren Verletzungen des Gehörorgans und zu andern Krankheiten führen. Nicht wenige von den sogenannten „schlechten“ Schülern sind Kinder mit schlechten Ohren. „Man siehe“, fährt Dr. Vernoyez fort, „oft genug erwachsene Personen, namentlich Frauen, welche Watte in den Ohren tragen. Das soll man nicht thun, außer in dem Falle, wenn eine trockne Durchbohrung des Trommelfells vorhanden, oder wenn das Labyrinth angegriffen ist. Der Wattepfropf erhält nämlich das innere Ohr feucht, und es bilden sich dann nicht selten kleine Forunkel im Ohre. Nach dem Erwachen kaltes Wasser in die Nase aufschöpfen taugt nichts. Zu diesem Zwecke soll man sich lauen, schwach gefalzten Wassers bedienen. Für diejenigen, welche an den Ohren gelitten haben, ist es nicht gut, kalte Füße zu bekommen, denn es ergeben sich daraus Nasen-Schlundkatarrhe, die auf das Ohr schädlich einwirken können. Solche Personen müssen also darauf achten, daß sie stets vollkommen wasserdichtes Schuhwerk besitzen. Nimmt man ein Bad in einem Flusse oder in der See, so darf man nicht untertauchen, wenn das Ohr empfindlich ist. Verläßt man das Wasser mit dem Gefühle von Säusen im Ohre, so muß man das in dasselbe eingebrungene Wasser mit Watte entfernen, und indem man die Nasenlöcher zuhält, einige Schluckbewegungen machen. Von den Ratsschlägen des Dr. Vernoyez wollen wir noch jenen erwähnen, den er den Artilleristen giebt, die sich bei dem Abfeuern eines Geschützes befinden. Der Kanonier soll sich dabei so stellen, daß er in der Richtung der Achse des Geschützes sich befindet und den Mund offen halten. Auf diese Weise wird er es vermeiden, daß sein Trommelfell von der Luftwelle, welche den Knall hervorruft, senkrecht getroffen wird und zerreißt. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

— Der künstliche Indigo. Der „Köln. Ztg.“ wird geschrieben: Es sind gegenwärtig zwei Jahrzehnte verfloßen, seit es Professor Wacher in München gelungen ist, den wichtigsten aller natürlichen Farbstoffe künstlich herzustellen, und zwar aus Stoffen, die einfach und leicht dem Steinkohlenteer entnommen werden können. Damit war der Ausgangspunkt gegeben, um die fabrikmäßige Gewinnung des Indigo in großen Mengen anzustreben, ein Ziel, welches aber durchaus nicht so leicht errungen werden konnte, als man anfangs wähnte. Zwar war schon 1881 auf der Stuttgarter Ausstellung eine große Menge künstlichen Indigos zu sehen, den die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen verfertigt hatte, allein dieses Kunstprodukt stellte sich im Preise höher als der natürliche Indigo. Da der Bedarf des letzteren für Europa sich an Geldwert auf etwa 60 Millionen Mark auf das Jahr beziffert, so lag es nahe, die Versuche fortzusetzen, um dieses kostbare Produkt billig herzustellen. Nach vielen Mühen und Opfern ist dies in jüngster Zeit sowohl der oben genannten Fabrik in Ludwigshafen wie auch den höchsten Farbwerken gelungen, ersteren auf einem von Dr. Gemann eröffneten Wege, letzteren im Verfolg des Bacherischen Verfahrens.

Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren, von lediglich chemischer Seite betrachtet, so groß, daß sie zeitweilig geradezu unbesiegtbar erschienen, und als sie zuletzt überwunden waren, traten neue auf, welche die Einführung des Kunstprodukts in die Färbereien mit sich brachte. Wie vor kurzem Dr. Wund, der Hauptleiter der badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, ausgeführt hat, bot das künstliche Produkt gerade infolge seiner Reinheit dem Abfaher große Schwierigkeiten. Der natürliche Indigo enthält nämlich außer dem Hauptbestandteil, dem Indigotin, stets Beimengungen, während das künstliche Produkt reines Indigotin ist, mit dem man deshalb nicht genau die gleichen Farbtöne wie mit jenem herstellen kann. Die gewöhnlichen Färber hielten deshalb das Kunstprodukt für minderwertig, und auch das Publikum wollte sich an die neuen Farbenmischungen nicht gewöhnen. Erst jetzt sind diese Schwierigkeiten als überwunden zu betrachten, obgleich die ausschließliche Herrschaft des künstlichen Indigos keineswegs errungen ist und der ostindische Indigo ein gewisses Sinken seines Preises noch gut ertragen kann. Inzwischen sind die Leiter der badischen Fabrik vom endgiltigen Siege des künstlichen über den natürlichen Indigo fest überzeugt und haben mit einem Kostenaufwande von etwa 18 Millionen Mark eine Anlage geschaffen, welche ausreicht, den in ganz Deutschland verbrauchten Indigo herzustellen. —

### Humoristisches.

— Darmheffisch. Zwei norddeutsche Damen sitzen im Damencoups des Zugs Heidelberg - Frankfurt. Der Zug hat socken die Station Darmstadt verlassen, als nochmals das Coups geöffnet wird und ein junger Mann hereinpringt.

Der alsbald erscheinende Schaffner beruhigt die entsetzten Insassen mit den Worten:

„Fürchte Sie sich vor net, meine Dame, des is a Nasender.“  
 „Ein Nasender! Im Gotteswillen, rast er denn oft?“  
 rufen die beiden entsetzt und wollen an der nächsten Station umsteigen.

„O ja, alle Woch e paar mohl,“ ist die lakonische Antwort des verblüfften Schaffners.

Der junge Mann merkt, daß er das Schreckgespenst ist und stellt sich vor: „Als Reisender“.

„Net emol Deitsch verstehn se,“ brummt der Schaffner, wendet sich verächtlich ab und ruft: „Starrezion Aahellije“ (Station Arheiligen). —

— Seine Fehler. Cousin Tom: „Du wirst ihn also nicht heiraten?“

Eleanor: „Nein!“

Tom: „Warum nicht?“

Eleanor: „Papa findet an seinem Vermögen, Mama an seiner Familie und ich an seinem Charakter zu viel auszusehen — außerdem hat er mich auch noch gar nicht gefragt.“ — („Jugend.“)

### Notizen.

— Im Lessing-Theater bringt das Ensemble des Wiener Josephstädter Theaters Sonnabend die Gesangsposse „Die Kindsfrau“ zur Aufführung. —

— Wagner-Vorstellungen nach Bayreuther Muster finden vom 21. August bis 28. September im neuen Prinz-Regenten-Theater zu München statt. Gegeben werden: „Meisterfänger“ (6mal), „Tristan und Isolde“ (6mal), „Lannhäuser“ (5mal) und „Lohengrin“ (4mal). —

— Kammerjänger Paul Bulß scheidet mit Schluß dieser Saison aus dem Verbands der Berliner Oper aus. —

— Auf der dänischen Insel Hven werden die Ueberreste von Tycho Brahes Sternwarte Uranienborg ausgegraben. Bis zum 300 Todestag des berühmten Astronomen (14. Oktober 1901) denkt man damit fertig zu sein. —

— Nach dem Vorgang anderer Universitäten beabsichtigen auch einige Dozenten der Akademie in Münster regelmäßig Ferienkurse für Lehrer zu veranstalten, zum erstenmal vom 22. Juli bis zum 3. August. —

— Bei der Preiskonkurrenz für ein Schulgebäude in der Gemeinde Grunewald erhielt der Entwurf von Ludwig Ott, bei dem die Herren Alfred Ludwig und Hugo Walter mitgewirkt haben, den ersten, der von H. Dernburg den zweiten Preis. —

c. Eine gepfefferte Rechnung hat Dr. Browning in Philadelphia den Erben des Senators Magee in Pittsburg für seine Bemühungen um den Verstorbenen während dessen letzter Krankheit präsentiert. Er verlangt für die allerdings insgesamt 21 Monate lange Behandlung 760 000 M.; eine Exkursion nach Atlantic City ist mit 68 000 M., eine Promenade nach Hot Springs mit 48 000 M., Nachtbesuche sind mit je 100 M. angesetzt. Die Erben verweigern begreiflicherweise die Zahlung. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 16. Juni.